

**NICOLA MITTERER****Bin ich ein (glücklicher) Bär? Über Macht, Ohnmacht  
und das bleibende Fremde in Prozessen der Ichfindung****Abstract**

*The following article is about Oren Lavie's picture book The Bear Who Wasn't There, which has been congenially illustrated by Wolf Erlbruch. This picture book offers both: a story, that is easy to read, and the very complex and serious narration of someone seeking his identity. This turns out to be a process closely connected to mechanisms of power, as identity is as well something that overwhelms its future possessor from the outside (thereby the „Me“ gets colonized), as something that is created by its future holder himself (from this point of view, it is a process of colonizing the world). In Lavie's story the seeker of identity seems to gain importance while struggling to find out who he or she „really is“. Oren Lavie's story and the pictures of Wolf Erlbruch let this process keep its ambivalence and doing so, they achieve to tell a cheerful story about something as difficult as identity. The profundity of their way to tell and show the bear's development allows to read the book also in a Sekundarstufe II-classroom. The article tries to open some different ways to work with this book in a classroom, where literature, philosophy and learning about oneself and one's way to inhabit this world are thought as closely associated to each other.*

**Key words**

*Bilderbuch, Identität, Fremdes und Eigenes, Philosophie und Literatur*

**Eine Vorgeschichte oder Zur Einordnung dieses Beitrags**

Es versteht sich nicht von selbst, dass ein Bär, der auf der Suche nach seiner Identität ist, in einem Band mit dem Titel *Vielfalt im Bilderbuch* vorkommt. Wie er dahingekommen ist und weshalb es vielleicht wichtig ist, beim Thema „Vielfalt“ die Diversität in unserem eigenen Inneren nicht zu vergessen, möchte ich anhand dieser kleinen Vorgeschichte erklären.

Auf einer der ersten Seiten von Oren Lavie's und Wolf Erlbruchs Bilderbuch *Der Bär, der nicht da war* taucht ein Bild auf, das die Kinder und Jugendlichen, die das Buch bisher mit mir gemeinsam gelesen haben, stets sehr beschäftigt hat. Auf diesem

Bild ist der namenlos bleibende Bär zu sehen, und zwar nicht einmal, sondern zweimal, allerdings spiegelverkehrt. Der Bär, der im gesamten Buch der Einzige seiner Art zu sein scheint, ist auf dieser Abbildung nicht mit sich selbst identisch, das heißt, die beiden Bären unterscheiden sich voneinander, und zwar so deutlich, dass das auf den ersten Blick auffällt, aber zugleich so undeutlich, dass die beiden nicht klar als zwei verschiedene Bären identifiziert werden können. Die innere und meist auch äußere Unruhe, die das stets verursacht, hat uns viel zu erzählen. Darüber, dass es vorstellbar und gleichzeitig unheimlich, vielleicht auch aufregend ist, dass wir möglicherweise keine Individuen, sondern uns selbst in vielerlei Hinsicht fremd sind. So erzählt es die Geschichte des Bären, der sich erst suchen muss und der dabei erlebt, wie sehr dieser Prozess auch von außen gesteuert wird, durch „Zuschreibungen“, die im Buch anhand kleiner Zettelchen an ihn herangetragen werden.

Peter Sloterdijk betont, dass der Mensch an seinen eigenen Anfang niemals kognitiv herankommen kann, und ich denke, dass das sowohl in phylogenetischer als auch in ontogenetischer Hinsicht zutrifft. Der Akt der Geburt findet ohne die aktive kognitive Beteiligung dessen statt, der geboren wird. Dieser wird „zur Welt gebracht“, hat an ihr Teil mithilfe einer Sprache, die nicht selbst hervorgebracht wird, sondern bereits lange davor da war, und die der oder dem Einzelnen, dem topographischen Zufallsprinzip folgend, „zugeteilt“ wird, wie dem Bären die Zettel, auf denen vermerkt ist, wer bzw. wie er sei. Die rätselhafte Dunkelheit, die unser aller Selbstwerdung umgibt, ist Peter Sloterdijk zufolge auch der Grund dafür, dass wir Menschen auf das Erzählen angewiesen sind: „Der ‚Mensch‘ ist das erzählende Tier, weil er das zum Anfang verurteilte Wesen ist, das sich in der Welt orientieren muß, ohne am ‚wirklichen‘ Anfang als wacher Zeuge dabeisein zu können.“ (Sloterdijk, 1988, S. 39) Wer dieses „ich“ ist und wer es sein könnte, ist also stets auch eine von außen kommende Erzählung, die, so wie im Fall des Bären, freundlich und gut sein kann, oder auch hart und ungerecht. Sie entspricht damit aber immer einer „Inbesitznahme“ von außen, die man als eine Kolonialisierung im übertragenen Sinne bezeichnen könnte. Gleichzeitig bedeutet diese kognitive Leerstelle des eigenen Anfangs und des Eingehens in eine Sprach- und Erinnerungsgemeinschaft, dass dieses Ich sich selbst nie vollständig kennen, das Nichtverstehen nie in ein vollkommenes Verstehen überführen kann. Das „Ich“ kann sich selbst ebenso wenig erobern wie den literarischen Text, der sich dem Begehren nach einem vollständigen „Haben“ immer zu entziehen weiß. Dafür hatte Roland Barthes ein besonders ausgeprägtes Sensorium und es ist Martin A. Hainz zufolge das, was „auch Deleuze und Guattari vermuten: Interpretationen gehören uns *nicht ganz*, so, wie die Texte, die sie deuten, uns nicht ganz *nicht* gehören.“ (vgl. Hainz, 2023, S. 45). Das „Ich“ kann sich also suchen und finden, aber – und auch das erzählt die Geschichte des Bären in einer ihrer tieferen Schichten – es vermag nicht die Herrschaft über diesen Prozess zu gewinnen, so stark die imperialistischen Bestrebungen nach Kontrolle und Macht auch sein mögen. So kommt es „daß Individuen sich selbst zumindest ebensoviel mißverstehen wie verstehen und daß im gelebten Selbstverhältnis des Menschen

stets ein Geflecht von Selbsterhellungen und Dunkelheiten vorliegt.“ (Sloterdijk, 1988, S. 42).

Der Phänomenologe Bernhard Waldenfels wird diesem Sachverhalt in seiner Theorie insofern gerecht, als er von verschiedenen „Stufen“ des Fremdseins ausgeht. Die alltägliche Fremdheit sei dabei leicht zu überwinden, bloß ein „Stolperstein“ im routinierten Vollzug des täglichen Lebens. Auch die Phänomene struktureller Fremdheit, zu der etwa kulturelle und religiöse Gepflogenheiten und Muster gezählt werden können, sind einem empathisch sich öffnenden Geist ebenfalls bis zu einem gewissen Grad „zugänglich“. Die „radikale Fremdheit“ aber, die sich nicht in Zugänglichkeit oder gar Verstehen überführen lässt, liegt tief in uns selbst und lässt sich etwa anhand der Tatsache begreifen, dass wir sterblich sind (vgl. Waldenfels, 2006, S. 30 und S. 84ff.).

Vielfalt, Diversität und das damit verbundene Gefühl, einem „Fremden“ zu begegnen, kommt also nicht zuerst von außen, sondern zuerst und zuletzt von innen. Diese komplexe Wechselbeziehung zwischen Eigenem und Fremdem wird allerdings sowohl in der Pädagogik als auch in den Fachdidaktiken häufig auf die mit den Phänomenen der Globalisierung, Hybridisierung und Transkulturalisierung in Verbindung stehenden Problemlagen und Erfahrungen reduziert. Vor allem die an Michel Foucaults und Judith Butlers Subjektivierungstheorie angelehnten migrationspädagogischen und rassismuskritischen Ansätze heben die disziplinierende und subjektformierende Macht von Diskursen hervor, die für den/die Einzelnen nur ganz bestimmte Positionen innerhalb von gesellschaftlichen/institutionellen Systemen zulassen und das Fortbestehen einer *weißen* und nationalistisch-ethnozentrisch definierten Gesellschaftsordnung legitimieren. Dass diese Ordnung existiert und Macht ausübt, ist unbestreitbar, und dennoch möchte ich im Rahmen des nun folgenden Beitrags einen anderen Weg gehen, in dessen Verlauf die gängigen Differenzkategorien wie Geschlecht, Klasse oder *race* – deren Zusammenschau sehr wohl einen differenzierten, intersektionalen Blick auf die Prozesse der Genese des Subjektes und dessen Aneignung der Welt erlauben – bewusst außen vor bleiben. Stattdessen steht mit der Geschichte des Bären die werdung eines denkenden, handelnden, autonomen, disziplinierten, aber auch verunsicherten, sich auflösenden und letztlich von vielerlei strukturellen Einflüssen auf einzigartige Weise geprägten Ichs im Mittelpunkt des Interesses. Eine Selbst-Werdung ist ein prinzipiell unheimlicher und auch von Gewalt geprägter Prozess, der immer schon zwischen Unterwerfung und Selbstermächtigung oszilliert und per se in verschiedene Macht-konstellationen eingebunden ist. Unter dieser Prämisse betrachtet, wird deutlich, dass es für uns alle keine Alternative zur Beschäftigung mit Diversität gibt. Nicht nur die im Rollstuhl sitzende Mitschülerin oder der zugewanderte Lehrer zwingen uns dazu, diese grundlegenden ethischen, hier ästhetisch verhandelten Fragen nach den Möglichkeiten eines guten Zusammenlebens mit aller Vielfalt und in Akzeptanz einer auch unauflöselichen Fremdheit zu stellen, sondern unser Menschsein. Dieses umfasst auch die Gewohnheit, „Ich“ zu sagen und dabei an eine Einheit zu denken,

die eine (notwendige) Schimäre ist und nur um den Preis der Selbstverkenning aufrechterhalten werden kann. Gerade in Klassenzimmern, die von kultureller und sozialer Diversität geprägt sind, bietet dieser Zugang vielleicht eine Möglichkeit, das Gemeinsame zu finden, und zwar nicht in Bezug auf die äußere, sondern auf die innere Welt eines jeden und einer jeden Einzelnen.

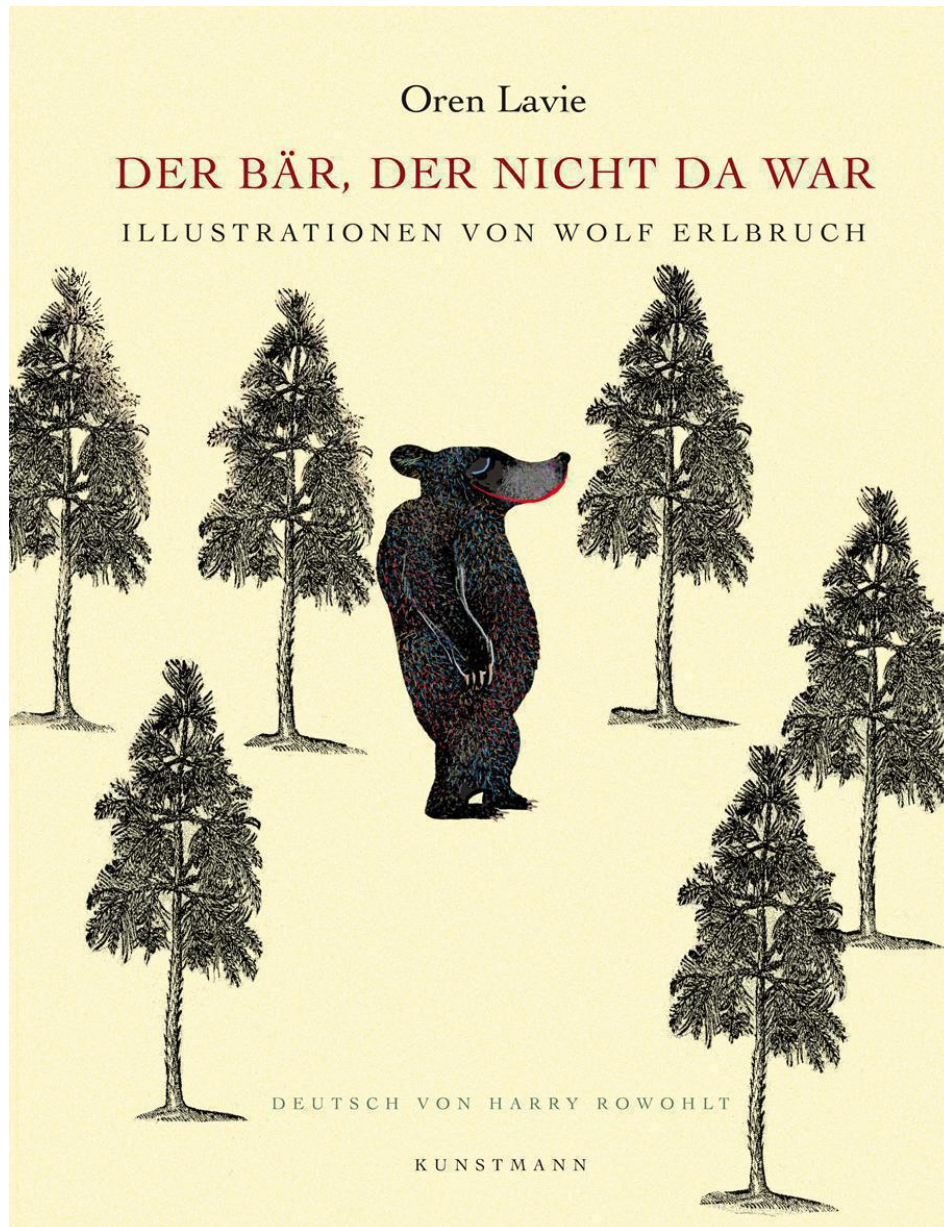


Abbildung 1: Cover | Oren Lavie & Wolf Erlbruch, *Der Bär, der nicht da war* (©Verlag Antje Kunstmann, München 2014)

**Oren Lavies *Der Bär, der nicht da war* mit Illustrationen von Wolf Erlbruch, übersetzt von Harry Rowohlt. Die amüsante Geschichte einer ebenso schwierigen wie leichtfüßigen Identitätsfindung**

Auf dem Cover des großformatigen Bilderbuchs (siehe Abb. 1), das in einer sehr humorvollen und feinfühligem Übersetzung von Harry Rowohlt ins Deutsche vorliegt, ist ein Bär zu sehen – inmitten von Bäumen und doch nicht eindeutig in einem Wald. Der Bildhintergrund, ein zartes Gelb, erlaubt uns eine erste visuelle Begegnung, die zwar nicht klar „verortet“ ist, die Erwartungen der Betrachter\*innen aber doch auf angenehme Weise erfüllt. Immerhin treffen wir hier auf den im Titel angekündigten Bären, der bereits zu diesem Zeitpunkt äußerst zufrieden aussieht und von Bäumen umgeben ist, die seinem mächtigen Körper großzügig Platz einräumen. Dass die gesamte Szenerie in der Luft hängt, zumindest nicht auf festem Boden steht, mag den Betrachter\*innen zunächst einmal gleichgültig sein, aber es fällt doch auf und setzt sich im Gedächtnis als ein bedeutsamer Ausgangspunkt fest.<sup>1</sup> Die Bäume, die wir hier sehen, haben keine Wurzeln, der Bär steht nicht auf klar erkennbarem Grund. Dieser Zustand ist uns allen in gewisser Weise bekannt, er erinnert an Momente im Leben, in denen es schlicht die eigene Existenz war, die Anlass zur Freude gab, auch wenn diese noch eine höchst unbeständige und un-selbst-ständige Angelegenheit war. Eben diese Ungewissheit, Kontingenz und zeitliche Begrenztheit zeichnet anfängliche Momente der Identitätsbildung aus und auch den Beginn des Weges jenes Bären, der zunächst einmal nicht da war.

Wolf Erlbruch widmet nicht ihm, sondern seiner Umgebung, den Bäumen, die Vorsatzpapiere dieses Buches, und die Rezipient\*innen sehen hier erst einen weit entfernten, dann einen in der Nähe positionierten Baum und schließlich nur noch die Detailaufnahme eines solchen, der nun allerdings Früchte trägt und zarte, kurze Wurzeln ausstreckt. Der Hintergrund ist zunächst grün, dann rot eingefärbt, und die Gestaltung des sich davon abhebenden gelben beziehungsweise blauen Baumes wird hier als eine von der räumlich-farblichen Umgebung abhängige Kontur inszeniert, nicht etwa als ein Abbild der Realität. Schließlich finden wir auf dem dritten Vorsatzpapier die gezeichnete Detailaufnahme eines Baumes wieder, wie man sie aus botanischen Fachbüchern kennt. Der Bär tritt aus diesen Bäumen, die sich dann schließlich zu einer Gruppe formieren und allesamt über sichtbare Wurzeln und Früchte verfügen, auch dann noch nicht hervor, als der Text einsetzt. Es ist hier erst einmal das Andere, die Umgebung, auf die der Blick gelenkt wird: einmal mehr sehen

<sup>1</sup> Das Bilderbuch wurde in zwei Seminaren des Masterstudiums Lehramt Deutsch gemeinsam gelesen, in denen es um die Möglichkeiten zur Anbahnung ästhetischer Erfahrung ging. Die Studierenden haben das Buch dann in ihren eigenen Unterricht mitgenommen und ihre Erfahrungen anhand von „Tagebuchnotizen“ festgehalten und später gemeinsam reflektiert. Die theoretische Grundlage dieser Arbeit im Nachfeld der Textbetrachtung erfolgte im Anschluss an die Praxis der Erhebung von Birgit Engel. Eine Dokumentation dieses Prozesses, der über meine eigenen Aufzeichnungen hinausgeht, existiert nicht, weshalb es leider noch keine zitierfähigen Transkripte gibt.

die Rezipient\*innen auf Seite 1 die Detailaufnahme mehrerer Zweige, von denen angenommen werden kann, dass sie sich über den Bildrand hinaus zu einem Baum formieren. Der Text weicht von diesem Bild erst einmal ab, und das geschieht nun wiederum auf ungewöhnliche Weise: Das märchenhafte „Es war einmal“ erweckt Assoziationen und verweist die Leser\*innen auf ein ganzes Feld möglicher Begriffe, die hier im Anschluss erwartbar wären, aber der zweite Teil des Satzes kommt wohl für die meisten von ihnen unerwartet, denn da heißt es: „Es war einmal ein Juckreiz.“ (Lavie, 2014, S. 2)

Die Eigenschaften jenes Juckreizes werden nun näher bestimmt, wobei sich auch das nicht als sonderlich ergiebig erweist, denn er ist tatsächlich kein besonderer, sondern lediglich einer „von mittlerer Größe“ (ebda.).<sup>2</sup> Der Nimbus des Einzigartigen, den wir allen Anfängen – unseren eigenen, jenem des Bären und auch jenem einer Geschichte – gemeinhin zuschreiben, scheint an dieser Stelle also zunächst einmal genommen. Hingegen erweist sich das Ungefähre und Vorläufige zu Beginn als dominant, denn zeitliche und räumliche Verortungen finden zwar statt, bleiben aber äußerst vage. So beginnt etwa die Metamorphose des Juckreizes um „etwa Viertel nach *Es war einmal*“ (ebda.). Der Juckreiz gedeiht nun weiter und wächst schließlich zu einem prächtigen Bären heran, ganz einfach, weil er seiner ihm von außen, qua Begriff, zukommenden Bestimmung folgt. Der Juckreiz sieht einen Baum, beginnt sich daran zu kratzen und erstarkt dermaßen, dass er schließlich die Verwandlung vollzieht, die nun endlich, in der letzten Zeile von Seite 2, den Protagonisten in die Geschichte hineinwachsen lässt: „Und aus dem Pelz wuchsen Arme und Beine und eine Nase ... nicht lange, und der Juckreiz sah sehr aus wie ... ein Bär. [...] Je mehr der Juckreiz kratzte, desto mehr war er ein Bär.“ (ebda, S. 2f.) Dessen Geschichte wird mit großer Leichtigkeit erzählt, und so geht der Protagonist sehr gelassen an Fragen der Identität und Selbstbestimmung heran: Er bejaht sein nunmehriges In-der-Welt-Sein ohne große Geste, wobei er die weiteren Dinge auch nicht einfach nur geschehen lässt. Vielmehr scheint er diese weiteren Entwicklungen in die Welt zu bringen und voranzutreiben. Damit vollzieht er das, was wir alle tun, solange wir nicht in völliger Resignation oder Depression versunken sind, was jedoch Schüler\*innen höherer Schulstufen aufgrund der Zwänge, denen sie unterliegen, oftmals verlernt oder sich verboten haben: Der Bär ist auf eine unbefangene Weise neugierig und stellt Fragen. Damit tritt er ganz selbstverständlich, eben nach Art kindlicher und jugendlicher Menschen, in ein handelndes Verhältnis zur Welt, das ihm einerseits deren aktives Mitgestalten ermöglicht, ihn andererseits aber auch dazu zwingt, deren grundsätzliche Gegebenheiten hinzunehmen (wobei Letzteres dem Bären nicht schwerfällt).

Die Philosophin Hannah Arendt erinnert mit dem von ihr geprägten Begriff der „Natalität“ daran, dass wir mit jeder Form des Handelns, auch wenn es „nur“ in diesem

---

<sup>2</sup> Da eine Nummerierung in dieser Ausgabe des Buches nicht vorgenommen wurde, hat die Verfasserin dieses Beitrags die Seiten selbst gezählt, beginnend mit der ersten Seite nach Titel und Verlagsangabe.

Sich-der-Welt-Zuwenden des Bären besteht, einen neuen Anfang setzen, dem Eigenschaften der Geburt innewohnen: „der Antrieb [dazu] scheint vielmehr in dem Anfang selbst zu liegen, der mit unserer Geburt in die Welt kam, und dem wir dadurch entsprechen, daß wir selbst aus eigener Initiative etwas Neues schaffen“ (Arendt, 1981, S. 166). Am Beginn des Fragengeländers, an dem entlang er seine Identität entwickeln wird, bringt sich auch der Bär noch einmal selbst hervor und setzt damit einen intentionalen Akt. Die Ambivalenz zwischen dem äußeren Geschehen, das ihn einfach „in die Welt bringt“ – also dem Juckreiz und dessen Wollen, das ihn schließlich hervorbringt –, und der eigenen Initiative, die in einem starken Bedürfnis des Bären nach Identität Ausdruck findet, sind bereits zu Beginn auf das Engste miteinander verwoben und bleiben es auch bis zum Ende der Erzählung.

Es fällt auf, dass für den Bären dabei zunächst nicht das Individuum, sondern das Kollektiv im Zentrum seines Begehrens steht. Er fragt sich erst einmal nicht, wer er selbst sei, sondern stellt fest, dass er allein ist und dass es ihm ein Anliegen wäre, zu erfahren, ob er der Erste oder der Letzte sei. Bereits Kinder im Vorschulalter erfassen sofort, weshalb diese Frage von Bedeutung ist<sup>3</sup>: Wenn man der Erste ist, gibt es Hoffnung auf einen Zweiten, der Weg in die Zukunft scheint damit geöffnet. Ist man hingegen der Letzte, so ist das ein endgültiges Urteil, das keine Spielräume mehr offenlässt. Der Bär bekommt auf diese Fragen keine Antworten, aber auf der dem Text gegenüberliegenden, bebilderten Seite (siehe Abb. 2) sieht man nun zwei Bären stehen. Sie scheinen auf den ersten Blick identisch zu sein, auch wenn sie in eine jeweils andere Richtung blicken. Der rechte Bär unterscheidet sich vom linken beispielsweise durch einen etwas größeren Körperumfang, durch einen grauen Pelz, der seinen oberen Rücken bedeckt (der linke Bär weist diesen auf der Körpervorderseite auf, allerdings auf gleicher Höhe), die Hand des rechten Bären ist – ganz im Gegensatz zu seiner Statur – weniger breit als die des linken Bären usw.

Dieses „Suchbild“ fordert Kinder zu einer äußerst genauen Betrachtung heraus, die ihnen dabei hilft, visuelle Details dann auch in weiterer Folge besser wahrzunehmen. Nach diesem Vergleich ist es dann sinnvoll, sie wieder zu der Frage zurückzuführen, ob das denn nun ein oder zwei Bären seien. Die Antwort darauf lautet meist – spätestens dann, wenn man den weiteren Verlauf der Geschichte bereits kennt –, dass dies ein und derselbe Bär sei, weil er ja schließlich in der Folge im Buch als der Einzige seiner Art dargestellt wird. Die Blickrichtung der beiden Bären geht in eine jeweils andere Richtung, auch das ist ein Faktum, das sich durchaus als diskussionswürdig erweist, zumal dann, wenn man dieses Bild mit jenem vergleicht, auf dem

---

<sup>3</sup> Im Rahmen meiner empirischen Forschungsarbeit besuche ich regelmäßig einen Kindergarten, in dem ich verschiedene Bilderbücher gemeinsam mit den Kindern lese und diesen dann die Möglichkeit biete, diverse Anschlusshandlungen an diese Lektüre und die daraus sich ergebenden Gespräche zu setzen. Die Tonaufnahmen zu diesem Bilderbuchgespräch, das im November 2021 stattgefunden hat, existieren bereits, es konnte aber noch keine Transkription vorgenommen werden. Was hierzu im Text steht, beruht also ausschließlich auf eigenen Beobachtungen und beschreibt die daraus hervorgegangenen Interpretationen.

der Bär zum ersten Mal sein Spiegelbild erblickt. Es bleibt hier eine Irritation bestehen, ein positives, produktives Nichtverstehen, denn mit diesem einen Bären, der hier zweimal zu sehen ist und doch nicht mit sich selbst identisch ist, kratzt dieses Bild an den Grundfesten dessen, was wir uns unter einem „In-dividuum“ vorstellen. Wenn dieses „unteilbare“ Geschöpf sich selbst nicht aufs Haar gleicht, dann kommt eine Sicherheit abhanden, auf der unser vermeintliches Wissen über den Menschen gemeinhin aufbaut.



Abbildung 2: Bär trifft Bär. Oren Lavie & Wolf Erlbruch, *Der Bär, der nicht da war* (©Verlag Antje Kunstmann, München 2014)



Trotzdem lassen sich Kinder und Jugendliche erfahrungsgemäß gerne auf die Frage ein, ob das denn tatsächlich so sei. Es kann sich dabei als unterstützend erweisen, wenn man sie etwa Fotos ihrer Eltern oder Großeltern, auf denen diese als Kind zu sehen sind, mit aktuellen Bildern vergleichen lässt. Die Frage, ob das noch immer ein- und derselbe Mensch sei, gewinnt so an Plausibilität und die Gespräche darüber werden umso lebhafter.

*Der Eintritt ins literale Bewusstsein und die Verankerung des Fremden im Eigenen als Ausgangspunkt der Identitätsfindung*

Der Bär hat nicht lange Zeit, sich über all das Gedanken zu machen, denn die nächste Seite nimmt er erstmals ganz allein ein – bis auf ein paar Blumen und Gräser, die zu seinen Füßen zwar zu sehen, aber sehr zart gezeichnet sind. Und da fällt dem Bären auf, dass er eine Tasche hat! In diesem überraschend entdeckten Raum – einem, der sich an der Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Eigenem und Fremdem befindet, einem Foucault'schen Heterotopos<sup>4</sup> (vgl. Foucault, 1992, S. 34ff.) also – taucht ein Zettel auf, der den Protagonisten nun ganz direkt anruft, und zwar mit der Frage „Bist du Ich?“ (Lavie, 2014, S. 6). Diese Frage überführt zwei vermeintlich untrennbare Gegensätze – Ich und Du – mittels Verbs in eine Einheit und stellt damit einen Zusammenhang her, der weit tiefgründiger ist, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Man kann bei vielen Denker\*innen ab dem 20. Jahrhundert die Theorie einer Fremdheit wiederfinden, die zutiefst im Eigenen verankert, ja von der dieses unwiderruflich strukturiert ist. Unter Bezugnahme auf Emmanuel Levinas, Jacques Derrida, Edmund Husserl und Martin Heidegger weist etwa der Phänomenologe Bernhard Waldenfels darauf hin, dass bereits die „Zeitlichkeit des eigenen Daseins bedeutet, daß das Selbstbewußtsein als die Urstätte des Sinnes immer schon sich selbst gegenüber im Verzug ist; die Gegenwart ist immer schon mit Nicht-Gegenwart, das Selbe mit Anderem durchsetzt.“ (Waldenfels, 1990, S. 55) Diese Aussage ist dem Text miteingeschrieben, auch wenn dieser sie nicht explizit

---

<sup>4</sup> Michel Foucault geht davon aus, dass es Orte gibt, die weder ganz innerhalb noch gänzlich außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung angesiedelt sind, Orte also, die an sich eine Grenze repräsentieren und daher über eine besondere Aussage- und Handlungskraft verfügen: „Es gibt gleichfalls – und das wohl in jeder Kultur, in jeder Zivilisation – wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können. Weil diese Orte ganz andere sind als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie im Gegensatz zu den Utopien die Heterotopien.“ (Foucault, 1992, S. 39.) Als Beispiel nennt Foucault die „Krisenheterotopien“, Orte also, an die man jene Menschen bringt, die sich in einer Krise bzw. einem Übergangsstadium befinden, so wie etwa „die Heranwachsenden, die menstruierenden Frauen, die Frauen im Wochenbett, die Alten usw.“ (ebd., S. 40). Davon zu unterscheiden sind Foucault zufolge die „Abweichungsheterotopien“, die immer häufiger werden und unter denen er etwa Orte wie Psychiatrien, Gefängnisse oder Kuranstalten versteht, an denen Personen versammelt werden, die in irgendeiner Form von der Norm abweichen.

hervorhebt, und wird durch die zeichnerische Einzeldarstellung des Bären sichtbar: Von nun an hat der Bär einen klaren Auftrag, nämlich jenen, sich als ein „Ich“ zu konstituieren. War er davor noch auf die Suche nach einer Einordnung seines Hierseins in einen größeren, also kollektiven, Zusammenhang konzentriert, wird es von jetzt an um ihn gehen und er weiß das durchaus zu schätzen und findet dies „Eine sehr gute Frage.“ Nun allerdings wird der Bär in seiner Identitätssuche tatsächlich unfrei, denn was das „Du“ zu einem „Ich“ machen wird, ist auf den Zetteln ganz klar vorgegeben:

1. Ich bin ein sehr netter Bär
2. Ich bin ein glücklicher Bär
3. Ausserdem sehr hübsch (Lavie, 2014, S. 6)

Der Angesprochene erwidert diese Aufforderung, die auf einem Notizzettel ganz offen vor ihm und den Rezipient\*innen der Geschichte liegt, mit einem „Absolut ja“, weil er ein sehr positiver Bär ist.

Dem französischen Philosophen Louis Althusser zufolge wird jedes Kind bereits bei seiner Geburt mit einer „Anrufung“ empfangen. Damit ist nicht etwa ein „Berufensein zu etwas“ gemeint, sondern eine von außen, also dem sprachlichen und mehr noch dem ideologischen System herkommende Inanspruchnahme des Individuums, durch welche sich dieses sicher und akzeptiert fühlen kann: „Die Kategorie des Subjekts ist konstitutiv für jede Ideologie. Aber gleichzeitig fügen wir unmittelbar hinzu, daß die Kategorie des Subjekts nur insofern konstitutiv für jede Ideologie ist, als jede Ideologie die (sie definierende) Funktion hat, konkrete Individuen zu Subjekten zu ‚konstituieren‘. [Hervorh. i. Original]“ (Althusser, 1977, S. 140). Diese Ideologie, so Althusser, müsse aber nicht erst erzwungen werden, vielmehr geht er davon aus, dass der Mensch von Natur aus ein ideologisches Wesen sei (vgl. ebd.). Der Preis, den das solchermaßen systematisch „kolonialisierte“ Individuum dafür bezahlt, ist hoch, muss es sich doch dieser „Anrufung“ vollständig unterwerfen, um keine innere Spaltung und Widersprüche zu empfinden. Dabei ist die Anrufung (bei Althusser: interpellation) ein Vorgang, mittels dessen „aus der Masse der Individuen Subjekte ‚rekrutiert‘ (sie rekrutiert sie alle) oder diese Individuen in Subjekte ‚transformiert‘ (sie transformiert sie alle). Man kann sich diese Anrufung nach dem Muster der einfachen und alltäglichen Anrufung durch einen Polizisten vorstellen: ‚He, Sie da!“ (ebd., S. 142). Subjektwerdung und Anrufung sind in diesem Sinne bei Louis Althusser also ein- und dasselbe und werden vor allem unter einer machtkritischen Perspektive betrachtet. Dennoch – das lässt uns gerade Oren Lavies Erzählung auf so wunderbare Weise erkennen – ist ein Sein ganz außerhalb jeglicher Verortung, also abseits der Subjektwerdung, ebenfalls nicht wünschenswert. Das lässt sich insbesondere an den ersten Abbildungen nachvollziehen, in denen der Bär, als einer und doch ein ganz anderer, also in gewisser Weise als eine gespaltene Persönlichkeit, gezeigt wird. Das bedeutet für den Protagonisten, so deutet es zumindest der weitere Verlauf der Geschichte an, nicht nur eine ursprüngliche Freiheit, sondern

auch eine große Ungewissheit, in der er nicht verweilen möchte. Ohne derartige Ambivalenzen ist der Subjektwerdungsprozess wohl nicht zu denken und somit ist dieser im Grunde ebenso paradox, wie es der Titel *Der Bär, der nicht da war* bereits andeutet. Wesentlich ist aber vermutlich, dass junge Menschen ein Bewusstsein über diese zwei Seiten des – im Laufe eines Menschenlebens ohnehin unabgeschlossen bleibenden – Vorgangs gewinnen können, und um ein solches herbeiführen zu können, erweist sich die Schule, insbesondere der Literaturunterricht, als ein geeigneter Ort.

Der Bär begibt sich mit großer Zuversicht in sein Abenteuer und macht sich mit einem „Ich hoffe, ich *bin* ich.“ (Lavie, 2014, S. 6) auf den Weg, der sich von nun an mit Lebendigem füllt. Die beiden Bäume, die den Bären von Anfang an begleitet haben, sind immer noch da, ebenso die fruchtbehangenen, farnartigen Blätter, auch wenn man diese nun im dichten, nuancenreichen Grün erst suchen muss (siehe Abb. 3).



Abbildung 3: Nachdenklicher Bär. Oren Lavie & Wolf Erlbruch, *Der Bär, der nicht da war*  
©Verlag Antje Kunstmann, München 2014

Der Unterkörper des Bären verschwindet in der üppigen Fauna zur Gänze, und der Bär gelangt auf der Textebene zu der Frage, ob denn nun er diese Welt hervor-gebracht hätte oder ob diese auch ohne seine Wahrnehmung existieren könnte. Die Ungewissheit darüber ist nicht aus der Welt zu schaffen und der Bär findet schließlich zu einer Formulierung, die diesem Erleben gerecht wird:

Je mehr ich guck,  
desto weniger weiß ich,  
Ob Bäume und Blumen  
Noch wachsen fleißig,  
wenn ich nicht guck. (Lavie, 2014, S. 7)

Dieser Prozess des Nachdenkens über den Zusammenhang zwischen Ich und Welt setzt unmittelbar nach der ersten Begegnung des Bären mit dem Medium der Schrift ein. Diese stellt eine Zäsur in seiner Entwicklung dar, denn ab dem Zeitpunkt, wo er die Notiz findet, ist sein Suchen auf ein klares Ziel ausgerichtet. Wenn man im Unterricht kurz aus der Geschichte heraustreten und auf diesen Aspekt eingehen möchte, so bieten die Sprachwissenschaften zahlreiche theoretische Anknüpfungspunkte dafür an. An dieser Stelle sei zumindest einer von ihnen benannt, nämlich die Erkenntnisse über die veränderten Vorstellungen über die Beziehungen von Ich und Welt, die sich in allen Kulturen am Übergang von der Oralität zur Literalität ergeben haben. So schreibt etwa der Literatur- und Medientheoretiker Walter J. Ong über die Charakteristika des literalen Bewusstseins:

[...] [ist] das Schreiben eine besonders besitzergreifende und ‚imperialistische‘ Tätigkeit mit der Tendenz, sich andere Dinge auch ohne die Hilfe der Etymologie zu unterwerfen. Obwohl Wörter im oralen Sprechen wurzeln, bannt sie die Schrift für alle Zeit in ein visuelles Feld. Wenn man eine literalisierte Person auffordert, sich das Wort „nichtsdestoweniger“ vorzustellen, wird sie meist (ich nehme sogar an: immer) ein wenn auch vages Bild des buchstabierten Wortes haben und unfähig sein, sich das Wort ‚nichtsdestoweniger‘ nur durch seinen Klang eine Minute lang zu vergegenwärtigen, ohne dabei auf das Buchstabengefüge verwiesen zu sein. Eine literalisierte Person, dies ist festzuhalten, kann niemals völlig wiederentdecken, was ein Wort für rein orale Völker bedeutet. (Ong, 2016, S.11)

Kategorien unserer Weltwahrnehmung, die uns als solche zumindest vor der Absolvierung eines Sprachstudiums kaum bewusst sind, setzen das Vorhandensein von Schriftlichkeit voraus und diese entfaltet ihre Wirkung lange bevor wir tatsächlich lesen oder schreiben können. Das lässt sich nicht nur in den Dimensionen eines Zugewinns denken, denn wir verlieren damit notwendigerweise den Zugang zur Welt, so wie sie das orale Bewusstsein wahrnimmt. Dieser Verlust eines unmittelbaren und fast ausschließlich sinnlichen, im wörtlichen Sinne Be-greifens der uns umgebenden Wirklichkeit, ist endgültig, auch wenn sich damit das Feld unserer Denk- und schließlich auch Handlungsmöglichkeiten gleichzeitig beträchtlich erweitert. Nichtsdestoweniger ist der Übergang in eine „Kultur der Schriftlichkeit“ immer in gewisser Weise ein „imperialistischer“ Vorgang, was sich allein schon darin zeigt, dass das literale Bewusstsein die Fähigkeit besitzt, zu abstrahieren, also über ein der Ge-

genwart stark entbundenes und auf Vergangenheit und Zukunft fokussiertes Gedächtnis besitzt. Literale Kulturen verfügen damit über ein Bewusstsein, das etwa versucht, Entwicklungen zu kontrollieren, vorherzusehen und auf Basis des vorhandenen Wissensstandes zu erweitern. Ein solches „Verfügen über die Welt“ beschert einer Gesellschaft zweifellos viele Vorteile, kann aber auch gefährliche Züge mit Blick auf Fragen der Macht annehmen. Diese Gefahr ist bei Lavies Protagonisten gering, doch auch er ist an dieser Stelle erstmals in der Lage, eine philosophisch-abstrakte Frage zu stellen. Folgerichtig findet er just in diesem Moment einen Bleistift hinter seinem Ohr, der es ihm ermöglicht, diesen „schönen Gedanken“ (Lavie, 2014, S. 7) auf Papier festzuhalten.

Für Kinder ist diese bedeutungsschwere Stelle der Erzählung mitunter anders gewichtet, als ich es vermutet hätte: Hin und wieder beginnen sie an dieser Stelle über die Evolution zu sprechen und darüber, dass sich aus einer intakten Umwelt immer Leben entwickelt, das zuletzt in der Lage wäre, die Natur, die es hervorgebracht hat, zu beobachten. Insofern sei eine Natur ohne den sie Anblickenden auf Dauer nicht denkbar und daher lautet die Antwort auf die Frage, ob der Wald auch ohne das Zutun des Bären gewachsen wäre, erstaunlich häufig „Nein“. Der Bär als Folge des Waldes gehöre diesem zu, ohne einander könnten sie nicht existieren. Das scheint auch die Gestaltung des Bildes auf Seite 10 zu bestätigen, denn hier nehmen Wald und Bär in etwa gleich viel Raum ein. Hinzu kommt, dass nun erstmals ein anderes Lebewesen, eine andere Spezies, die Bühne betritt und der Bär insofern auch offensichtlich nicht mehr „allein“ ist. Die evolutionistische Betrachtung des Geschehens scheint Kindern vielleicht auch deshalb besonders naheliegend, während es auch noch eine zweite, psychologische Ebene zu betrachten gibt. Der Bär lauscht, darauf macht uns der Text auf Seite 9 ebenfalls aufmerksam, der Stille, deren verschiedenste Nuancen er wahrzunehmen in der Lage ist. Die Stille, die ihm am schwersten zugänglich ist, sei aber seine eigene, und darin liegt vielleicht auch der Grund dafür, weshalb der Bär nun auf der Abbildung ein wenig betreten, ja vielleicht sogar ratlos oder traurig aussieht. Eben noch von der narzisstischen Fantasie beflügelt, dass er der Urheber des ihn umgebenden Waldes sein könnte, scheint der Bär nun von dieser Allmachtsfantasie überwältigt zu werden. Die Dynamik dieser auch in der kindlichen Entwicklung vorhandenen Phase, in der beides – Narzissmus wie Altruismus – erprobt werden, hat Maurice Sendak auf einzigartige Weise in seinem Bilderbuch *Wo die wilden Kerle wohnen* in Wort und Schrift festgehalten.

Bei Lavie vollzieht sich dieses Geschehen sehr viel langsamer, aber letztlich wird auch sein Protagonist vom Klang der Stille, die ihn nun, wo er der „alleinige Herrscher“ dieses Universums sein könnte, seltsam anrührt, in „das Herz des Waldes“ und zuletzt dann zum zentralen Punkt seiner Identitätsbildung geführt. Dort zaubert die Begegnung mit dem „Bequemen Bergrind“ und dem „Saumseligen Salamander“ (siehe Abb. 4) dem Bären erneut ein Lächeln ins Gesicht. Er erscheint nun auch in der visuellen Inszenierung „zurückhaltender“ und ist nur in der rechten unteren Ecke von Seite 11 zu sehen, von wo aus er Rind und Salamander freudig-zurückhaltend

mit erhobener Pfote begrüßt. Die beiden nehmen selbstbewusst einen Großteil der Seite ein und nun beginnt jene Phase der Identitätsbildung, in der die Anderen Einfluss auf die Entwicklung des Bären gewinnen. Das könnte der Beginn einer „Kolonialisierung“ des Eigenen durch das Andere sein, aber es fühlt sich für den Protagonisten offensichtlich nicht so an. Er zeigt sich vielmehr sehr erfreut über diese Begegnung, denn die „Landnahme“ besteht zunächst lediglich aus einer Kenntnisnahme. Der Kolonialismus der Subjektwerdung trifft also im Blick auf die „Landnahme“ eines Anderen, der sich nun wiederum ebenso wenig als absolut herrschend betrachten kann wie ich. Was einerseits eine Einschränkung des, sie erblickend, über die Welt vermeintlich herrschenden, Subjekts ist, ist gleichzeitig die Geburtsstunde des Subjekt-Anderen, der nicht zuletzt mich in seinem Blick spiegelt und dieses „Ich“ damit zu einem Gegenstand des (moralischen) Urteils macht.



Abbildung 4: Bär und bequemes Bergrind. Oren Lavie & Wolf Erlbruch, *Der Bär, der nicht da war* (©Verlag Antje Kunstmann, München 2014)

Die vermeintlich simple Geschichte des Bären trägt auch das Potenzial in sich, auf eine solche Weise über sie nachzudenken, und es kann gerade für Schüler\*innen der Oberstufe reizvoll sein, derlei Überlegungen anhand eines vermeintlich einfachen Bilderbuchs nachzuvollziehen. Hier nehmen die Dinge auch einen wesentlich unaufgeregten Verlauf als bei Sartre, denn der positiv gestimmte Protagonist freut sich darüber, als ihn zum ersten Mal der Blick eines ebenbürtigen Wesens trifft. „Kennst du mich?“, fragte der Bär?“ (Lavie, 2014, S. 12) und das Rind bejaht dies mit einem Lächeln. Die – in diesem Fall ganz und gar erfreulich und bestätigend verlaufende – Beziehung zu einem Anderen, einem sozialen Gegenüber, nimmt also dem Blick seinen Schrecken und lässt ihn sogar zum Ausgangspunkt der Ich-Findung des Bären werden. Die Psychologin und Psychoanalytikerin Astrid Amann beschreibt diesen Weg der Selbstfindung durch und mithilfe des/der Anderen auch als konstitutiv für

die menschliche Entwicklung (vgl. Amann, 2015, S. 217ff.). Während Jacques Lacan noch davon ausgegangen ist, dass wir eines Spiegels bedürfen, um uns das eigene Ich als ein autonomes und handlungsmächtiges vorstellen zu können, hätten psychologische Folgetheorien das soziale Gegenüber als diesen Spiegel erkannt:

Um wir selbst werden zu können, brauchen wir also zuerst den mütterlichen Spiegel, der „gut genug“ in der Lage ist, unsere ungefilterten frühen Gefühle [...] in sich zu halten und sie uns so zurück zu geben, dass wir sie gemildert wieder in uns zurücknehmen können. In einem der schönsten Sätze über das Spiegeln schreibt Winnicott<sup>5</sup>, diesen Prozess zusammenfassend: ‚Wenn ich sehe und gesehen werde, so bin ich‘ (1987, S. 131). (Amann, 2015, S. 222)<sup>6</sup>

Dieser Grundsatz scheint zumindest auf den Bären in Lavies Geschichte zuzutreffen, denn er verdankt dem Rind schließlich die Bestätigung für Identitätsglaubenssatz Nr. 1, der da lautete: „Ich bin ein sehr netter Bär“ (Lavie, 2014, S. 13). Nun, wo die Antwort nach der Frage danach, wer er denn sei, in so greifbare Nähe rückt, kennt der Bär kein Halten mehr. Er läuft los, um herauszufinden, ob er tatsächlich er sei – was selbstverständlich ein weiteres Paradoxon bedeutet. Von einer nicht näher definierten Macht – es könnte eine gesellschaftliche Anrufung im Sinne Louis Althusser, ein Gott oder eine andere, säkulare Autorität sein – hat der Bär zu Beginn seiner Geschichte „Hinweise“ darauf erhalten, wer er sein *könnte*, während wir ihn doch unweigerlich die ganze Zeit als einen bereits Hier-Seienden vor Augen haben. Diese Annahmen begrüßend und die Suche nach sich selbst prinzipiell bejahend, findet der Bär die Bestätigung für das Da-Sein aber nicht in sich selbst, sondern in den Augen der Anderen. Die Rezipient\*innen werden auf diese Weise noch einmal darauf aufmerksam gemacht, dass der Wunsch nach einem „Ich“ nicht nur ein kolonialisierender Prozess ist, sondern einer, in dessen Verlauf dieses auch ganz unmerklich kolonialisiert *wird*. Das bringt uns schließlich zu einem tieferen Verständnis von Julia Kristevas berühmt gewordener und von ihr als Buchtitel verwendeter Formel *Fremde sind wir uns selbst*. Genau wie unser dem Leben so zugewandter Bär, sieht sie darin nicht die Quelle eines Übels, sondern vielmehr die Grundlage eines friedlichen Zusammenlebens:

In der faszinierenden Ablehnung, die der Fremde in uns hervorruft, steckt ein Moment jenes Unheimlichen, im Sinne der Entpersonalisierung, die Freud entdeckt hat und die zu unseren infantilen Wünschen und Ängsten gegenüber dem anderen zurückführt – dem anderen als Tod, als Frau, als unbeherrschbarer Trieb. Das Fremde ist in uns selbst. Und

<sup>5</sup> Die Autorin nimmt hier Bezug auf die Schriften des einflussreichen britischen Pädiaters und Psychoanalytikers Donald Woods Winnicott. Die am Ende hinzugefügte Literaturangabe ist in den Quellen am Ende dieses Beitrags zu finden.

<sup>6</sup> Wenn man das Bilderbuch im Unterricht gemeinsam betrachtet, lässt sich daraus auch eine – je nach Wunsch fachübergreifend gestaltbare – Reflexion über die Bedeutsamkeit des Sehens und des Angeschaut-Werdens in seinen unterschiedlichen Dimensionen einbauen. Dabei ist es gut möglich, an die Lebenswirklichkeit der Schüler\*innen anzuknüpfen, da diese meist von der Erstellung von Selbst-Bildern in Form von Selfies stark geprägt ist. Unterstützendes Material lässt sich auf der Seite des *Zentrums für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft* (kurz: zemdg) <https://zemdg.de/selfie-forschungsnetzwerk/> finden, das ein eigenes Selfie-Forschungsnetzwerk aufgebaut hat.

wenn wir den Fremden fliehen oder bekämpfen, kämpfen wir gegen unser Unbewußtes – dieses ‚Uneigene‘ unseres nicht möglichen ‚Eigene‘. (Kristeva, 1990, S. 208f.)

Mit „er“ ist bei Kristeva zwar Sigmund Freud gemeint, aber es lässt sich ebenso in Bezugnahme auf unseren Bären denken, dessen kolonialisiert-kolonialisierende Suche nach dem Ich so gar nichts Gewalttätiges hat. Selbst wenn diese den eigenen Erfahrungen in manchen Fällen gewiss widerspricht, lässt sich beobachten, dass dieses Buch von den meisten Schüler\*innen sehr gemocht, hin und wieder sogar als ein nahezu paradiesischer Sehnsuchts- und Fluchtpunkt der eigenen Identitätssuche betrachtet wird.

Der Bär zieht nach der Begegnung mit dem Rind unbekümmert pfeifend und offensichtlich eilig seines Weges, der nun wieder von Pflanzen gesäumt ist. Während die Lebewesen von Anfang an koloriert werden, nimmt die anfangs noch blasse Natur nun auch langsam Farbe an, wobei sich jene Nuancen, die im Fell des Bären zu sehen sind, als Konturen, Früchte oder angedeutete Blüten auch an den Pflanzen am deutlichsten abzeichnen. Es scheint nun also zu einer Verbindung zwischen Bär und Umgebung gekommen zu sein, die sich auch in der Tatsache spiegelt, dass er hier durch die Musik mit einem anderen Lebewesen, dem Vogel, der auf seinem Kopf sitzt, direkt verbunden ist.

Doch nicht jede Begegnung mit einem Anderen verläuft für den Bären so angenehm wie jene mit dem Rind. Aus fröhlichem Lauf heraus trifft er auf Seite 15 (Text) und 16 (Bild) auf einen Pinguin, der augenscheinlich und auch dem Namen nach – er wird als der „Vorletzte Vorzeige-Pinguin“ in den Text eingeführt – gewillt ist, markante Ansprüche zu erheben. Die kleine rundliche Gestalt mit Hut sticht trotz ihrer relativ geringen Größe vermutlich sofort ins Auge und hat einen äußerst strengen Gesichtsausdruck, der allerdings von seinem eisblau-transparenten Körper visuell konterkariert wird, der die Farben der Umgebung spiegelt. Diese sind, da der Pinguin am Rande einer Blumenwiese steht, hell und freundlich und geben der kaltherzig wirkenden Figur einen zu dessen Persönlichkeit in Widerspruch stehenden Anstrich von Zartheit und Empathie. Eine andere Sichtweise auf diese Darstellung, die Kinder manchmal von sich aus nennen, ist jene, dass der Pinguin „mit Blumen vollgefressen“ sei. Diese Interpretation fügt sich sehr gut in den Text ein, denn dort wird die neue Bekanntschaft des Bären als ein herrisches Geschöpf beschrieben, das sowohl in seiner sozialen Realität als auch im Geiste über alles verfügen möchte. Der Bär steht ihm mit freundlich-naivem Gesichtsausdruck, aber auch der ihm eigenen Beharrlichkeit gegenüber und scheint den Anspruch auf alleiniges Wissen, den der Pinguin stellt, gar nicht zu bemerken. Das Denken des Pinguins zeichnet sich dabei durch Besitzanspruch und Exklusivität aus: „Kann ich mit dir denken?“, fragt ihn der Bär. „Solange du nicht dasselbe denkst“, erwidert der Pinguin, wobei sich diese Vorgabe als schwierig zu erfüllen darstellt, schließlich denkt der Pinguin „über alles“ nach. Als der Bär dann vorschlägt, über „nichts“ nachzudenken, verweigert ihm der Pinguin sogar dies: „Kommt nicht infrage!“, schrie der Pinguin. „Darüber denke ich



ebenfalls nach.“ (Lavie, 2014, S. 15) Die imperialistische Haltung des „Vorletzten Vorzeige-Pinguins“ würde einen weniger positiven Bären gewiss entmutigen, doch derjenige, den wir in diesem Bilderbuch begleiten, findet einen Ausweg. Er denkt die Dinge ganz einfach anders, indem er von den Kategorien, die der Pinguin kennt und bejaht, abweicht. Dabei stellt der Bär die Wahrnehmung eines oralen Bewusstseins jenem des im Pinguin verkörperten literalen Bewusstseins gegenüber. Auf die Behauptung des Pinguins hin, sämtliche ihn umgebende Blumen gezählt zu haben – einen ähnlichen Anspruch, alles zählen und bewahren zu müssen, vertritt übrigens auch die Figur des Gelehrten (Geografen) in Antoine de Saint-Exupérys *Der kleine Prinz* – beginnt der Bär es ihm gleich- bzw. nachzutun, gibt aber gleichzeitig freimütig und ohne Bedauern zu, dass er diese Kunst vermutlich nicht beherrsche. Er beginnt dann zwar doch zu zählen: „Eine Blume ... zwei Blumen“ (ebd., S. 17), lässt sich aber dann von der Schönheit der „Objekte des Zählens“ mitreißen und gelangt so zu einer anderen Betrachtungsweise: „rote Blumen ... blaue Blumen ... große Blumen ... und ...schöne Blumen“ (ebd.). Das Bild, das neben dieser Textpassage zu sehen ist, malt diesen Vorgang in prächtigen, warmen Farben. Der Subjektstatus, den die Blumen auf diese Weise gewinnen, drückt sich bildhaft besser aus, als es in Worten geschehen könnte, denn es sieht so aus, als würde der Bär mit den Blumen, die nun auch den ganzen Raum erfüllen und nicht mehr länger auf den Boden verwiesen sind, tanzen. Aus dieser Erfahrung leitet der Bär schließlich, trotz heftiger Kritik vonseiten des Pinguins, sein Glücklichein, Identitätsgrundsatz Nr. 2, ab: „Blumen sind schöner als sie 38 sind. Der Gedanke machte ihn sehr glücklich. Er schrieb ihn auf sein Stück Papier.“ (ebd.) Genauso wie wir kann also auch der Protagonist dieser Geschichte nicht mehr hinter das literale Bewusstsein zurücktreten – was er wichtig findet, wird aufgeschrieben und damit aus dem Fluss der Zeit herausgehoben. Gleichzeitig ist das Glücklichein mit einer unmittelbaren Erfahrung und der vorbegrifflichen Wahrnehmung des Gegenstandes verbunden, wobei seine körperlichen Bedürfnisse auch weiterhin bestimmend bleiben. Als er an einem Kompass-Baum voreikommt, entscheidet er sich nicht für eine der Himmelsrichtungen, sondern für „Mittagessen und Frühstück“ (ebd., S. 21 und 22).

*Die „richtige Richtung“ und die Ankunft in einer Welt, die das Fremde zum Eigenen werden lässt*

Die Fahrt in die richtige Richtung bestreitet der Bär dann schließlich mithilfe des Trägen-Schildkröten-Taxis, das ganz unvermittelt auftaucht und die Geschichte kurzfristig in eine Art absurdes Theater überführt. Die Schildkröte überzeugt den Bären aus einem paradoxen Dialog heraus davon, dass er ein Taxi benötige, und dieser geht bereitwillig auf diese Annahme ein. Auf Seite 23 bis 29 sehen wir wieder Bilder, die den Wald dominant in Erscheinung treten lassen, diesmal allerdings in einer chaotisch-dunklen Weise, die das dichte, wirre Unterholz in Szene setzt, das die Schildkröte offensichtlich langsam durchmisst, den Bären auf ihrem Panzer tragend. Weder die Langsamkeit noch das unklare Ziel vermögen den Fahrgast zu erschüttern

und selbst als die Schildkröte seine Frage danach, ob sie sich denn verirrt hätten, bejaht, antwortet er zuversichtlich: „Wie schön“ (ebd., S. 28). Seine Haltung erfährt letztlich eine Bestätigung, denn irgendwann verkündet die Schildkröte, dass sie nun angekommen seien.



Abbildung 5: Bär im Spiegel. Oren Lavie & Wolf Erlbruch, *Der Bär, der nicht da war* (©Verlag Antje Kunstmann, München 2014)

Die Welt scheint für den Bären, der sich einfach treiben lässt, gut eingerichtet. Er findet sich vor einem Haus wieder, auf dessen Türschild steht: „Hier wohnt der Bär, der nicht da war. (Bitte leise eintreten; vielleicht schläft er)“ (ebd., S. 29). An dieser Stelle findet das Märchen einer Identitätssuche dann zu seinem glücklichen Ende. Das Zentrum der Behausung bildet ein großer Spiegel, in dem der Bär nun erstmals sich selbst, ganz unabhängig von den Blicken Anderer, erkennen kann (siehe Abb. 5). Der Bär findet damit endgültig zu sich und hält diese Ichfindung schreibend fest: „Manche Bären sehen genauso aus wie sie selbst, wenn sie in den Spiegel sehen (und zwinkern bis zum Hals). Und so hab’ ich mich selbst erkannt (denk’ ich jedenfalls).“ (ebd., S. 31)

Die Geschichte des Bären, die in ganz unbärenhafter Art und Weise über alle möglichen Stolpersteine leichtfüßig hinweggehüpft ist, schließt also mit einem „Happy End“. Der Spiegel, als der sich zuvor die Schrift auf der Notiz in schwachem und die Augen der Kuh in einem starken Sinne erwiesen haben, steht nun im Zentrum des Bildes, und wir sehen den Protagonisten erneut zweimal – einmal dort, wo er im Raum steht und einmal im Spiegel. Nun stimmen Bild und Bär allerdings miteinander überein und diese Tatsache lässt den Protagonisten breit lächeln. Wie bereits angesprochen, hat die Spiegelung – entweder im Blick der Anderen oder in der kalten Oberfläche des Glases – einigen psychoanalytischen und philosophischen Theorien

zufolge eine große Bedeutung für die Entwicklung des Gefühls, ein kohärentes Ich zu sein. Jacques Lacan bezeichnet die Begegnung mit dem eigenen Bild in einem Spiegel sogar als den „Bildner“ der Ichfunktion (vgl. Lacan, 1973, S. 61–84). Ein kleines Kind – Lacan legte hier zunächst den Zeitraum vom sechsten bis zum achtzehnten Lebensmonat fest –, das noch in jeglicher Form abhängig und symbiotisch mit seiner Bezugsperson verbunden ist, erblickt sein eigenes Bild im Spiegel und reagiert darauf „jublierend“. Das hat, ganz kurzgefasst, Lacan zufolge einige Konsequenzen für unser weiteres Leben:

1. Die Idealvorstellung von unserem Ich übersteigt bei weitem unsere Möglichkeiten, die wir als immer in irgendeiner Form voneinander abhängige und zumindest unseren physischen Unzulänglichkeiten ausgelieferte Wesen in der Realität haben.
2. Das ideale Ich, dessen Realisierung wir wohl oder übel zustreben, befindet sich an einem Ort, an dem wir mit unserem Körper und unseren Sinnen nicht sind. Es ist also lediglich als Bild „verfügbar“ und diese unüberbrückbare Differenz gilt es fortan auszuhalten. Daraus resultiert unter anderem
3. eine Entfremdung, denn „das Erkennen im Spiegel [ist] zugleich ein *Verkennen* [Hervorh. im Orig.]“ (Amann, 2015, S. 218)

Diese Theorie beschreibt damit die enormen Schwierigkeiten, die die Suche nach einem „Ich“ mit sich bringt. Der Bär erlebt all dies auf eine dem Leben sehr zugetane Weise, die ohne jedes Hadern auskommt, und so kann er jedenfalls am Ende des Buches abschließend feststellen, dass er auch tatsächlich sehr hübsch sei – und damit sind Identitätsgrundsatz 1. bis 3. erfüllt. Die beiden Bäume, die das Vorsatzpapier in ihrer Einzigartigkeit gefüllt haben, stehen nun, auf den Nachsatzpapieren, in Reih und Glied und sehen einer wie der andere aus. Das ließe sich so interpretieren, dass die Einzigartigkeit des Bären und seine Abweichung von der Norm, die auf den Vorsatzpapieren auch durch eine nicht naturgetreue Färbung der Bäume angedeutet wurde, nun eine Einebnung erfahren hat. Er hat seine Identität, die im Grunde nicht die seine ist, sondern durch einen von außen kommenden „Wink“ gesucht und als eine bereits vorbereitete gefunden wurde, angenommen. Das macht den Bären am Ende dieses Buches sehr froh, aber dort, wo sich die Tür „seines“ Hauses geöffnet hat, da haben sich vielleicht auch einige andere geschlossen. Dem Bären ist es so zwar geglückt, seine Identität zu finden, aber im eigentlichen Sinne „erobert“ hat nicht er sie, sondern sie ihn. Die Ich-Findung gleicht also in dieser Geschichte einer Kolonialisierung des Protagonisten, was ihn aber keineswegs irritiert, ja, was er sogar äußerst hilfreich findet (und das ist es ja auch, aus einer bärigen Perspektive betrachtet!). Julia Kristeva deutet das *Fremde sind wir uns* selbst ja letztlich ebenso positiv, auch wenn eine narzisstische Kränkung damit verbunden bleibt: „Feinfühlig, Analytiker, der er ist, spricht Freud nicht von den Fremden: er lehrt uns, die Fremdheit in uns selbst aufzuspüren. Das ist vielleicht die einzige Art, sie draußen nicht zu verfolgen.“ (Kristeva, 1990, S. 209) Dieser grundlegende Prozess ist am Ende des Buches für den Bären gelungen und es steht zu hoffen, dass ihm der blindwütige Imperialismus des Vorletzten Vorzeige-Pinguins damit als ein eigenes Schicksal erspart bleibt.

## Literatur

### Primärliteratur

Lavie, Oren. (2014). *Der Bär, der nicht da war*. Illustrationen von Wolf Erlbruch. Deutsch von Harry Rowohlt. München: Kunstmann.

### Sekundärliteratur

Althusser, L. (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg: VSA.

Amann, A. (2015). Der Spiegel bei Moreno, Freud, Lacan und Fonagy. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, 14(2), 214–223.

Arendt, H. (1981). *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.

Foucault, M. (1992). Andere Räume. In K. Barck, H. Paris & St. Richter (Hrsg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik* (S. 34–46). Reclam: Leipzig.

Hainz, M. (2023). Vergnügen und Lust am Ob-/Projekt des Textes – mit u. a. Roland Barthes. *ide. informationen zur deutschdidaktik*, 46(4), 43–50.

Ong, W. J. (2016). *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer.

Kristeva, J. (1990). *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lacan, J. (1973). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In Ders. *Schriften I*. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas (S. 61–84). Freiburg im Breisgau: Walter-Verlag Olten.

Sartre, J.-P. (1994). *Der Blick*. Ein Kapitel aus *Das Sein und das Nichts*. Mit einer Einleitung und einem Nachwort von Walter von Rossum. Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Sartre, J.-P. (1996). *Huis Clos*. Gallimard: Paris.

Sloterdijk, P. (1988): *Zur Welt kommen – Zur Sprache kommen*. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Waldenfels, B. (1990). *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Waldenfels, B. (2006). *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Winnicott, D. W. (1987). Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung. In *Vom Spiel zur Kreativität* (S. 128–135). Stuttgart: Klett.

**NICOLA MITTERER**, Dr.<sup>in</sup> ist Assoziierte Professorin am Institut für Deutschdidaktik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.